

STARTWOCHEENZEITUNG

uni@landeszeitung.de

Eine Sonderbeilage der Landeszeitung

Dienstag, 12. Oktober 2010



Gut ist nicht mehr gut genug: Studierende kämpfen um die Eins vor dem Komma.

Fotos: Anastasia Schönfeld

Notenjäger und Punktesammler

Was für Studierende in den vergangenen Jahrzehnten noch Marihuanakonsum und Co. waren, scheinen heute Ritalin- und Koffeintabletten zu sein. Der Trend geht weg von Party- und Entspannungsdrogen hin zu Konzentrationspushern. Die künstliche Verbesserung der Konzentration heißt „Gehirndoping“. Es ermöglicht den Studierenden die Kontrolle über die eigenen Fähigkeiten und Leistungen. Nach einer Umfrage der Deutschen Angestellten Krankenkasse dopen sich rund 800 000 Deutsche regelmäßig.

Doping fürs Gehirn

„Im Jurastudium setzen viele auf die Wirkung von Koffeintabletten, um dauerhaft konzentriert lernen zu können. Der Großteil meiner Bekannten hat allerdings eher ein Problem mit dem Zeitmanagement und nicht mit dem zu bewältigenden Stoff“, so Daniel Wangelin, Studierender an der Universität Hamburg.

Nicht nur Studierende bemerken den zunehmenden Stress. Barbara Nickels, Studienberaterin der Graduate School an der Leuphana Universität, sieht die Ursache für den Erfolgsdruck nicht nur an Hochschulen. Für die Diplompsychologin und -pädagogin trägt vor allem die Gesellschaft die Verantwortung für diese Entwicklung: „Egal, was und wo man arbeitet oder wie man lebt, man muss Erwartungen erfüllen. Aktuelle Studien der Studentenerwerke haben ergeben, dass Bulimie und Überforderung zugenommen haben.“

Der Trend ist auch am schwarzen Brett auf dem Campus unübersehbar. Neben alten Fahrrädern und Kühlschränken werden nun auch Hypnosetherapien gegen Prüfungsangst, Lernblockaden und Unistress angeboten. Die Anzeigen richten sich auch an Studierende, die Studium und Nebenjob vereinbaren müssen. „Rufen Sie mich gerne an!“, fordert eine Heilpraktikerin aus Lüneburg in ihrer Anzeige auf.

Welche Anforderungen werden heute an Bachelor-Studierende gestellt, dass sie dafür bereits in jungen Jahren Therapien in Anspruch nehmen müssen? An vielen deutschen Universitäten ist ein Bachelorabschluss mit einem Notendurchschnitt von 2,5 erforderlich, um überhaupt zu einem Masterstudiengang zugelassen zu werden, so auch an der Leuphana Universität. Deswegen versuchen viele Studierende, ihr Bestes zu geben, um sich alle Chancen für die Zukunft offen zu halten. Wie Barbara Nickels sagt, stellen Zusatzqualifikationen nur selten ein Bewertungskriterium für einen Masterplatz dar und so geben sich die Studierenden nicht mit dem Mittelmaß an Noten zufrieden, sondern gehen hier aufs Ganze: Nur die besten Noten führen zum besten Platz.

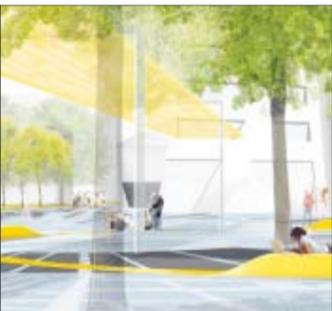
Carola Stier, Leuphana Masterstudierende im Fach Management und Information, ist überzeugt: „Während man im Bachelorstudium noch buntgemischt studiert, sind im Masterstudium die besten Bachelorabsolventen unter sich.“ Der Druck bleibt konstant, jedoch zeigt er sich im Masterstudium in veränderter Form: Es geht nicht mehr nur um das Mithalten in der Gruppe oder die Möglichkeit eines Folgestudiums, sondern darum, sich eine erfolgreiche Zukunft auf dem Arbeitsmarkt zu sichern.

Die besten Absolventen unter sich

Nils Horstmeyer, mitten in seiner Bachelor-Arbeit an der Leuphana Universität, glaubt dennoch weiter daran, dass auch die praktischen Erfahrungen während des Studiums zählen. „Ich habe nie auf Maximum studiert, sondern einfach versucht, unter der 2,5-Marke zu bleiben. Ich hoffe, dass gezielte Praktika und Berufserfahrung mir zu einem Masterstudienplatz verhelfen werden“, sagt er.

Professor Dr.-Ing. Ursula Kirschner, Lehrende an der Leuphana Universität, sieht in der zunehmenden Notensucht auch Veränderungen für die Lehre: „Viele Studierende sind mit einer ‚2‘ unzufrieden. Wenn das eine schlechte Note ist, hat die Benotung ihre Bedeutung verloren.“ Ursula Kirschner kann den Notendruck nicht nachvollziehen und plädiert für ein buchstäblich gesünderes Verhältnis der Studierenden gegenüber ihren Noten. Dazu könnten auch Universitäten und Arbeitgeber ihren Teil beitragen, indem sie Zusatzqualifikationen beim Auswahlverfahren stärker berücksichtigen. Denn für den Erfolg im Beruf und das Zurechtkommen im täglichen Leben sind diese häufig entscheidend.

JUDITH BÖSE &
ANN-CHRISTIN LEISCHING



Konstruktion

Erste Einblicke in die Entwürfe der "Freiraum"- Architekten

Seite 2

Revolution

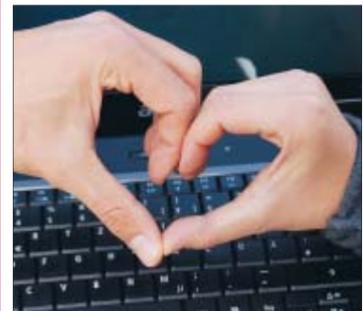
Guerilla Gardener treiben nachts ihr Unwesen: Sie bepflanzen Asphaltwüsten

Seite 2

Faszination

Freie Wahl: 7,5 Millionen Deutsche suchen im Internet einen Partner

Seite 3



Fünf Experten erläutern ihren persönlichen Zugang zum Thema Freiraum



Major Dipl.-Ing. Alexander Radü ist stellvertretender Bataillonskommandeur in Lüneburg. Seit 1992 ist er bei der Bundeswehr verpflichtet.



Der international renommierte Architekt Prof. Daniel Libeskind (64) gewann unter anderem die Ausschreibung für den Neubau der Freedom Towers in New York. Seit 2007 lehrt er als Professor an der Leuphana.



Der Städteplaner Prof. Dr. Omar Akbar (62) war von 1998 bis 2008 Direktor der Stiftung Bauhaus Dessau. Danach kehrte er an die Hochschule Anhalt zurück, wo er im Bereich Städtebau und Architekturtheorie lehrt.



Der Schweizer Industriedesigner Nicolas Thomkins (57) hat sich im Bereich Outdoor-möbel einen Namen gemacht. Er ist für internationale Unternehmen tätig, wohnt jedoch in Lüneburg.



Prof. Dr. Klaus-Peter Kehr (70) ist Operndirektor und Dramaturg. Als künstlerischer Leiter war er bereits für das Musikprogramm der Wiener Festwochen zuständig. Er lehrt an der Folkwang Hochschule in Essen.

Neue Blickwinkel auf ein Luxusgut

Im großen Hörsaal der Leuphana und in der Vamos Kulturhalle herrscht Trubel. Insgesamt 1300 Erstsemester warten gestern auf die Einführung zum Thema Freiraum, bevor es für sie an die praktische Umsetzung geht. In der Luft liegt eine Mischung aus Anspannung und Müdigkeit. In diesem Jahr sind anlässlich der Startwoche Gastvorträge von Architekt Daniel Libeskind, Operndirektor Klaus-Peter Kehr, Industriedesigner Nicolas Thomkins, von Omar Akbar, Professor für Städtebau und Architekturtheorie in Berlin, und von Major Alexander Radü zu hören. Sie alle beschreiben ihren persönlichen Zugang zum Thema Freiraum.

„Freiräume im Musiktheater sind besondere Freiräume“, sagt beispielsweise Operndirektor und Musiktheater-Experte, Klaus-Peter Kehr. „Man muss sie herstellen, sie existieren nicht aus sich heraus.“ Es gehe darum, einzelne Elemente, wie Musik, Bühnenbild, Bewegung und Beleuchtung zu verbinden, ohne dass das Eine das Andere verdeckt. Für Kehr ist die Musik das Element, das den größtmöglichen Freiraum offenbart. Dem Operndirektor geht es bei seinen Überlegungen zum Thema Freiraum auch um die Frage nach der Realität. Inwieweit ist das auf der Bühne Dargestellte real? Welche Sinneseindrücke und Emotionen entstehen bei Erklängen der Musik? Kehr erklimmt in seinen

Ausführungen fast philosophische Dimensionen.

Major Radü stellt da Fragen ganz anderer Natur. Zum Beispiel: Wie integriert die Bundeswehr Freiräume in ihre Heeresdienstvorschrift? Humorvoll und in eindeutig militärischem Tonfall berichtet der stellvertretende Bataillonskommandeur von den mehr oder minder vorhandenen Freiräumen im Dienstplan der Bundeswehr. Offiziell als solche bezeichnet werden Stunden oder Urlaube, die man mit der Familie verbringt. Zudem gelte es laut Heeresdienstvorschrift, das „Spannungsfeld zwischen persönlichem Freiraum und der soldatischen Ordnung abzumildern“, zitiert Radü. Für den stellvertretenden Bataillonsführer geht es beim Thema Freiraum jedoch vor allem, um die Art und Weise, wie er Menschen führt: „Freiraum bedeutet Flexibilität. Das wiederum heißt, Verantwortung abzugeben, und jemand anderem Vertrauen entgegenzubringen.“

Für die Studierenden, die in dieser Woche selbstständig Kurzfilme drehen und schneiden sollen, ist besonders diese Einschätzung wichtig. Schließlich müssen auch sie sich während der Videoproduktion im Team organisieren, absprechen und verständigen. Neben den persönlichen Freiräumen und Einschränkungen, die die Erstsemester in den kommenden Tagen erfahren, thematisieren die Redner aber auch die Räume, denen das Startwochenprojekt in diesem Jahr

gewidmet ist: öffentliche Flächen, die es nun zu gestalten gilt.

„Freiraum ist keine Restfläche, sondern ein Raumkörper“, stellt der Urbanist Omar Akbar gleich zu Beginn seines Vortrags klar. Dieser Raumkörper kann unter anderem durch das Zusammenspiel zwischen bebauten und nicht bebauten Flächen entstehen. Ähnlich wie der Operndirektor Kehr verbildlicht der afghanische Städteplaner und Professor in seinem Vortrag den Freiraumbegriff in Form einer Bühne, die ausreichend Raum für Gestaltung bereitstellt. Als „öffentlicher Ort“ sollte Freiraum besonders für menschliche Begegnungen geschaffen werden und damit einen entscheidenden Beitrag zur Gesellschaft leisten. Durch die Umgestaltung von Brachland und von leeren Fabriken werden Freiräume gestaltet und Städte in ihrer Entwicklung entscheidend geprägt. Der ehemalige Direktor der Stiftung Bauhaus Dessau veranschaulicht das symbiotische Verhältnis zwischen Freiraum und Architektur anhand einzelner praktischer Projekte - darunter das französische Kunst- und Kulturzentrum Centre Pompidou mit Sitz in Paris. Akbar sieht die architektonische Leistung dieses Projektes als besonders gelungen, indem durch gläserne Außenwände von innen der Blick auf das bunte Treiben des Vorplatzes freigelegt ist.

Im Gegensatz dazu entfernt sich der Designer

Nicolas Thomkins von dem Versuch einer allgemeinen Begriffsdefinition und legt den Schwerpunkt seines Vortrags auf die kulturellen Unterschiede von Freiraumbedeutungen. „Andere Länder, ganz andere Sitten“, resümiert er. Der Schweizer Industriedesigner sieht seine Aufgabe darin, die jeweiligen Vorstellungen von Freiräumen an die an sie gestellten Anforderungen anzupassen. Als Designer umschreibt er Freiraum als ein „Luxusgut“, das im Studium weitaus mehr vorhanden ist als im Berufsleben.

Der Stararchitekt Daniel Libeskind schließt die vielfältigen Konnotationen des Begriffs mit seiner eigenen Interpretation ab. Anhand seines aktuellen Projektes, der Umgestaltung des Military History Museum in Dresden, erläutert er die architektonische Bedeutung von Gegenwart und Vergangenheit. Um die deutsche Geschichte auch sinnbildlich transparent zu machen, hat er ein gläsernes Gebäude entworfen, in dem die Menschen jederzeit sehen können und gleichzeitig gesehen werden. „Freiraum entsteht durch folgende zwei Dimensionen: Erinnerung und Imagination“, schlussfolgert er und überlässt damit die Studienanfänger ihren vielfältigen und teilweise skurrilen Eindrücken.

LILLIAN SIEWERT & JOHANNA GÜNTHER

FOTOS: BASTIAN SPRINGER

Video unter: www.landeszeitung.tv

Das Architektenteam Breimann & Bruun setzt auf klare Strukturen



M. Cielicka und M. Möllers. Foto: A. Schönfeld



Vorplatz Zentralgebäude. Grafik: Leuphana

Aufräumen auf dem Campus

60 Landschaftsplanungsbüros nahmen am internationalen Wettbewerb zur Umgestaltung von Frei-Räumen auf dem Campus der Leuphana teil - die Architekten von „Breimann & Bruun“ haben es mit ihrem Konzept in die Finalrunde der besten sechs Bewerber geschafft. Das Hamburger Landschaftsplanungsbüro zeigt sich weltoffen. Seine 42 Mitarbeiter sprechen neun verschiedene Sprachen. Die Gestaltung eines Opernplatzes in China gehört zu der langen Liste bisheriger Projekte. Neben Niederlassungen in Hamburg, Berlin und Palma de Mallorca sind Büros in Abu Dhabi, Rom und Moskau in Vorbereitung. Landschaftsarchitekt Moritz Möllers arbeitet für „Breimann & Bruun“ und ist der einzige Lüneburger unter den sechs Architektenteams. Über den Wettbewerb wurde er durch einen Artikel in der „Lünepost“ aufmerksam.

Seine Kollegin Magdalena Cielicka und er freuen sich auf den Austausch mit den Erstsemestern: „Im normalen Büroalltag sitzen wir nur mit Fachidioten zusammen. Hier hat niemand etwas mit Landschaftsarchitektur zu tun. In der Zusammenarbeit mit Laien werden festgefahrene gedankliche Strukturen durchbrochen und lassen neue kreative Impulse zu“, hofft Möllers. Was es bedeutet, mit jungen Menschen zusammenzuarbeiten, konnte der Architekt zuletzt während der Gestaltung eines Bildungszentrums in Hamburg-Wilhelmsburg erfahren. Schüler der 4. bis 10. Klasse und ihre Eltern durften an dem Projekt mitwirken.

Das Konzept für den Leuphana-Campus, das der Landschaftsarchitekt den Lüneburger Studierenden gemeinsam mit seiner Kollegin Cielicka

ka präsentiert, hebt sich von den anderen Entwürfen im Hörsaal deutlich ab: Es ist farbiger und detailreicher. Neben ausgebauten Trampelpfaden, neuen Treffpunkten in „runder, sammlender Form“ und einem langen überdachten Gang, der Platz für Ausstellungen im Freien bieten könnte, erkennt man Schmetterlinge und ein Pärchen, das sich im Biotopgarten trifft. Die Architekten haben bei der Planung auch an die Bedürfnisse der Studierenden gedacht: „Wenn wir die Fahrradständer überdachen, freuen sich die Studierenden darüber, dass ihre Räder nicht so schnell rosten“, erklärt Moritz Möllers.

Leitziel der Architekten ist es „zwei Welten auf dem Campus zu vereinen“: Die vorhandene strenge Ordnung der alten Kasernengebäude soll kombiniert werden mit einer Welt, die für die Neuausrichtung der Universität steht. Urbane, pulsierende Elemente fügen sich in Grünflächen ein. Dass „in die Campuslandschaft eine neue Welt gedrückt wird“, ist unter anderem an der vorgesehenen Pflasterung zwischen den Grünflächen zu erkennen. Vorbild des Pflasters sind Stadtpläne aus aller Welt. Wichtig ist den Architekten außerdem, Orientierung zu schaffen. „Wir wollen aufräumen auf dem Campus, klare Räume definieren“, sagt Moritz Möllers.

Natürlich hoffen Möllers und seine Kollegin, dass sie den Wettbewerb gewinnen und auch die Umgestaltung des Campus in die Hand nehmen dürfen. Dennoch merkt der Architekt an: „Unabhängig davon, ob wir gewinnen, sind wir zufrieden mit unserem Konzept. Denn wir sind ganz bewusst neue Wege gegangen und hatten alle Freiheit in der Gestaltung.“

BIRTE OHLMANN

Heimliches Gärtnern im öffentlichen Raum

Grünes Engagement

Wenn brave Bürger abschalten und sich nach getaner Arbeit in ihre Sessel zurücklehnen, beginnt ihre Mission. Geschützt durch die einbrechende Dunkelheit und mit Schaufeln, Blumensamen und Erde bewaffnet schleichen sie durch den öffentlichen Raum und machen mobil im Kampf gegen graue Betonklötze und die Anonymität der Großstadt. Die Rede ist von Guerilla Gärtnern, ihre Mission besteht in der Verschönerung des urbanen Lebensraums.

Um sie zu erfüllen, greifen die Kämpfer des Grüns zu ungewöhnlich einfachen Mitteln: Der Bepflanzung städtischer Asphaltwüsten.

„Einfach ist das, gar nicht teuer und mit viel Spaß verbunden“, so Richard Reynolds in einem Video auf der Online-Plattform Facebook. Reynolds, 31 Jahre und Werber von Beruf, ist so etwas wie eine Leitfigur im Kreis der Botanik-Aktivisten. Im Forum seiner 2004 ins Leben gerufenen Homepage (www.guerillagardening.org) ist man sich einig: Er war der Erste, der auf die Idee kam, seine Heimatstadt London auf positive Weise zu verändern. Das war im Mai 2004.

Die Wurzeln des ungewöhnlichen Kampfes für eine Aneignung des öffentlichen Raums und mehr Mitbestimmung städtischer Gestaltungsfragen, liegen aber weitaus früher. Laut Reynolds

Konkrete Zahlen über Tatkräftige gibt es trotz des steigenden Interesses nicht. Kann es gar nicht geben. Denn die Bepflanzung der städtischen Umwelt ist eine Angelegenheit der Grünflächenämter und für andere grundsätzlich ver-

Illegales Pflanzen

boten. Die Tätigkeiten der grünen Guerillas sind also streng genommen illegal, weshalb sie auch immer nachts stattfinden. Ärger gibt es laut Reynolds trotzdem fast nie, auch nicht mit der Polizei. Es gehe schließlich um das Wohlfühlen der Bürger. Wieso sollte sich da jemand beschweren?

Die Lüneburger Stadtverwaltung bekräftigt die Aussage: „Natürlich verändern diese Menschen Flächen, die ihnen nicht gehören. Solange die Pflanzen jedoch nicht giftig sind und keine Gefahr für die Bürger oder den Verkehr darstellen, sehe ich in ihnen keine Bedrohung unserer Arbeit“, so Peter Zurheide, Leiter des städtischen Bereichs Grünplanung, Friedhöfe und Forsten. Eine legale Patenschaft für Freiflächen fände er aber besser: „Wir können solche Aktionen ja auch unterstützen. Dann ist sichergestellt, dass nichts passiert.“

Der verbotene Beigeschmack der Aktionen hat jedoch auch seinen Reiz, vor allem für junge Gartenfans. Sowieso ist das Guerilla Gardening eine junge Disziplin im derzeit populären Diskurs der Rückeroberung der Städte, wie sie zum Beispiel auch im Hamburger Gängeviertel stattfindet. Dass die Aktivisten ausnahmslos jung sind, ist dem Fakt zuzuschreiben, dass das Internet das wichtigste Kommunikationsmittel der Stadtgärtner darstellt. Wertvolle Tipps erfahrener Guerillas, die Koordination geplanter Aktionen und Pflanzenwissen, all das und noch viel mehr wird per Web ausgetauscht.

Vor allem das Forum Reynolds fördert den Dialog unter den Engagierten lokal durch Untergruppen der einzelnen Städte. Die Gemeinschaft ist dennoch eine internationale.

So rief Reynolds dazu auf, am „International Tulip Guerilla Gardening Day“ Anfang Oktober Tulpen zu pflanzen. Jeder in seiner Stadt, jeder für sich oder mit Freunden und dennoch alle zusammen, die ganze Gemeinschaft. Womit sich die Botschaft der Missionare für eine buntere Stadt und mehr Selbstbestimmung abzeichnet: Jeder kann mitmachen und verändern! Auch du!

ALINA TEICHMANN

Sieben Tage die Woche, vierundzwanzig Stunden auf der Suche nach dem Traumpartner

Ein Netz voller Liebe

Mehr als 38 Millionen Deutsche zwischen 18 und 65 Jahren sind in festen Händen. Davon haben 6,1 Millionen Menschen ihre große Liebe über das Internet gefunden. Dies ergab eine Studie der Partneragentur Parship und des Marktforschungsinstituts Innofact AG. Eine der Glücklichen ist Marlene Hoffmann. Vor sechs Jahren lernte sie ihren Freund über einen Chat im Internet kennen und ist seitdem glücklich vergeben. „Ich hätte nie damit gerechnet, dass ich meine große Liebe über das Internet finde“, so die 21-Jährige. Damals war die Studierende der Leuphana Universität bei einem Jugend-Chatportal angemeldet und verbrachte täglich Stunden vor dem flimmernden Bildschirm. Wie sie auf ihren Traummann aufmerksam wurde, weiß sie noch ganz genau. „Mir fiel sofort sein außergewöhnlicher Nickname auf, da er sich von den typischen Kitschnamen wie Kuscheleboy123 oder Sweetboy unterschied. Das machte ihn interessant“, so die Lüneburgerin.

Erfolgsgeschichten wie diese machen Mut. Mittlerweile versucht jeder Zweite deutsche Single über das Internet den idealen Partner zu finden. Das zeigt eine Studie von Infratest dimap, die von der Internetvermittlung www.partner.de in Auftrag gegeben wurde. Rund 7,5 Millionen deutsche Singles sind derzeit bei Online-Partnerbörsen im Internet auf der Suche nach ihrem Traumpartner. „Bequem vom Sofa aus mit dem Laptop auf dem Schoß suchen sie nach der neuen Liebe“, so Anna Kalisch, Leiterin der PR-Abteilung von www.ElitePartner.de. Ausführliche Profile geben Auskunft über Interessen und Hobbies der Person. Menschen aus ganz Deutschland können auf den Internetportalen kontaktiert werden. Der reine Internetkontakt reicht jedoch nicht aus, um eine Person kennenzulernen. „Ein persönliches Treffen ist essentiell, um einen Menschen richtig kennenzulernen“, meint Sigrit Muth-Böse, Diplom-Psychologin aus Hamburg. „In den ersten Sekunden entscheidet ein Mensch, ob das Gegenüber einem sympathisch ist“, so Muth-Böse.



Jedes sechste Paar findet sich über das Internet.

Foto: Anastasia Schönfeld

Diese Möglichkeit besteht bei dem Schreiben im Netz nicht, da der optische Bezug fehlt. Vor allem das Gesicht des Gegenübers sei wichtig, um eine Verbindung zu dem Menschen aufzubauen, so die Psychologin.

Bei dem ersten Treffen mit ihrem Internet-Flirt war Rabea K.* überrascht von dem netten Eindruck, den der Partner aus dem Netz auch in der realen Welt machte. Sie trafen sich in einem Café in der Stadt. Beim Bezahlen offenbarte der Partner aus dem Web Rabea jedoch, dass er sein Portmonnaie vergessen habe. „Ich bezahlte für uns beide und wir vereinbarten uns bald wieder zu treffen. Dann wollte er mir auch das Geld wiedergeben“, so die 21-jährige Lüneburgerin. Seitdem hat er sich nie wieder gemeldet. Das Treffen ist mittlerweile fünf Jahre her. Seitdem

hat Rabea keinen Chatpartner mehr persönlich getroffen.

Aus Sorge, dass der Partner aus dem Netz nicht der Person im realen Leben entspricht, hat John Clement, Austauschstudierender an der Leuphana Universität, noch nie eine Partnerin online gesucht. „Ich möchte die Person, die ich kennenlernen, vor mir sehen, wenn ich mit ihr spreche“, so der 21-Jährige aus Ohio. Nur so könne man seiner Meinung nach die Reaktion seines Gegenübers einschätzen. Er setzt darauf seiner Traumpartnerin in einer Bar oder Diskothek über den Weg zu laufen. Dieser Ansicht ist auch Olaf Henne. Der 31-Jährige arbeitet als Türsteher und lernt durch seine Arbeit ständig neue Menschen kennen. Die Suche nach der Partnerin im Netz kommt für ihn nicht in Frage.

Der Trend geht allerdings hin zum Online-Flirt. Die Akzeptanz von Online-Partnerbörsen in Deutschland nimmt zu. Auch Katharina Abel, Lehramtsstudierende an der Leuphana Universität Lüneburg, glaubt an den Erfolg der Partnervermittlung im Netz. Sie hat zwar noch nie probiert einen Partner im Internet zu finden, ist aber zuversichtlich. „Eine Bekannte von mir hat ihren Partner über das Internet kennengelernt. Mittlerweile sind sie verheiratet und haben eine Familie. Das zeigt mir, dass es möglich ist, den Richtigen im Netz zu finden“, so die 21-Jährige. Wenn Katharina wieder auf die Suche nach Mr. Right geht, wird sie prüfen, was das World Wide Web zu bieten hat.

YVONNE RUDOLPH

* Name von der Redaktion geändert

Handys sind die Nabelschnur zur Zivilisation: 923 SMS pro Sekunde

Akku leer - Erlösung oder Desaster?

Egal, ob in der Bahn oder während der Kinovorstellung - irgendjemand ist immer mit seinem Handy beschäftigt. Auf 1000 Deutsche kommen laut einer 2008 durchgeführten Studie des Statistischen Bundesamtes 1283 Handys, das heißt, dass rund ein Drittel der Deutschen mit beiden Ohren gleichzeitig telefonieren müssten. Die Besitzer dieser Ohren verlegen ihre Privatgespräche kurzerhand in die Öffentlichkeit: 28 Prozent der unter 25-jährigen besitzen keinen Festnetzanschluss mehr.

Das Handy gilt damit als Nabelschnur zur Zivilisation. „Mein Handy verschafft mir auf jeden Fall Freiraum“, sagt die 21-jährige Martha Suplicki, 21, während sie im Hörsaalgang der Leuphana die Nummern von anderen Erstsemestern eintippt. „Es gibt Sicherheit. Ich kann erreichen und bin erreichbar“, meint die Studierende. Ist das Handy damit ein Freund und Helfer im Alltag, das es ermöglicht, flexibel mit Beziehung, Freunden und Arbeit umzugehen?

Soziologieprofessor Prof. Dr. Günter Burkart von der Leuphana Universität sieht in dem Handy vor allem ein Kontrollmittel. „Das Handy erhöht stark die Kontrollmöglichkeiten und Abhängigkeiten zwischen den Menschen, vor allem zwischen Eltern und Kind oder Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Denn ständig erreichbar zu sein, bedeutet auch immer zur Verfügung zu stehen. Das ist Freiraum auf Kosten der Freiheit.“ Deswegen schalten Studierende wie Patricia Döpke ihr Handy auch mal freiwillig aus: „Wenn mein Handy eingeschaltet ist, bin ich immer erreichbar und genau das wird auch von mir erwartet“, erklärt die 22-jährige Masterstudie-

rende. Wie Burkart beschreibt, akzeptieren wir diese Abhängigkeit und Kontrolle durch unsere Mitmenschen, weil wir im Gegenzug Bequemlichkeit und leichte Erreichbarkeit bekommen. Burkart ist sich sicher: „Wir haben die Illusion, uns jederzeit aus dieser Abhängigkeit befreien zu können.“

Nach Jahren der Gewohnheit ist es allerdings nicht einfach, lediglich aufzulegen und nie wieder zum Handy zu greifen. Denn das Handy enthält auch Wecker, Spiele, Musik und Internet. Damit ist es im Job für viele kaum noch wegzudenken: „Ich könnte zwar ohne mein Handy arbeiten, aber nicht ohne E-mails. Und die rufe ich über mein Handy ab. Arbeiten ohne mein Handy wäre zwar möglich, aber weniger effizient“, so die 30-jährige Diplomkauffrau Christine Antemann. Die schriftliche Kommunikation ist bei der Handynutzung extrem wichtig: Nach einer Bitkom Studie wurden 2008 in Deutschland etwa 80 Millionen SMS pro Tag versandt, das entspricht 923 SMS pro Sekunde. Die vielen Funktionen, die im Alltag genutzt werden können, unterstützen das Suchtpotenzial der Mobilkommunikation.

Handysucht wird in der Fachsprache als „MAIDS“ bezeichnet, das „Mobile And Internet Dependency Syndrome. Bei „Handyentzug können Betroffene unter Angstzuständen, Unruhe und Depressionen leiden, erforschte die University of Florida. Allerdings ist das Syndrom in Deutschland noch nicht offiziell anerkannt.

Wie man selbst ohne ein Handy auskommt, kann man leicht testen. Spätestens wenn der Akku das nächste Mal leer ist. JUDITH BÖSE



Immer erreichbar: Freiraum auf Kosten der Freiheit.

Foto: Anastasia Schönfeld

Das Architektenbüro Karres en Brands entwickelt neue Wasserwege auf dem Campus

Freier Raum für Inspiration

60 Landschaftsplanungsbüros nahmen am internationalen Wettbewerb zur Umgestaltung von Freiflächen auf dem Leuphana-Campus teil. Die besten sechs Entwürfe werden während der Startwoche in der Leuphana Universität und im Bergström-Hotel ausgestellt. Außerdem werden die Erstsemester zu den Entwürfen Kurzfilme aus unterschiedlichen Perspektiven produzieren.



Bart Brands.

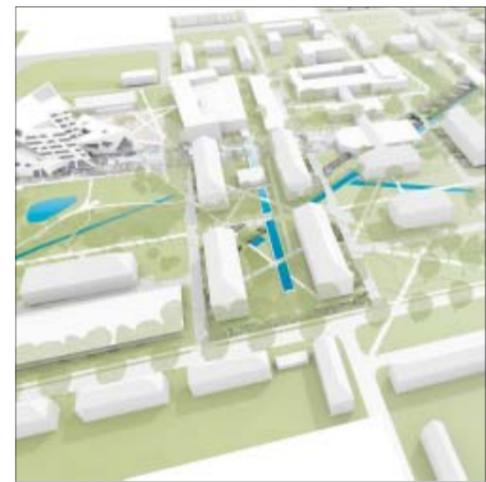
Foto: Anastasia Schönfeld

Das Architektenbüro „Karres en Brands“ hat es in die Endrunde geschafft. Bart Brands ist Landschaftsarchitekt aus Leidenschaft. Der Niederländer hat vor fünfzehn Jahren bereits an einem ähnlichen Projekt einer Wiener Universität teilgenommen. „An einer Uni studieren viele Leute zusammen. Das ist ein Ort offener Inspiration und macht so ein Projekt speziell“, meint der 48-Jährige.

1997 gründete er gemeinsam mit Sylvia Karres das Landschaftsarchitekturbüro „Karres en Brands“ in Hilversum in den Niederlanden. Für ihre Projekte und Strategien wurden sie 2004 mit dem European Landscape Award der internationalen Fachzeitschrift „Topos“ ausgezeichnet. Auf die Frage, wie er zu seinem Beruf gekommen sei, schmunzelt Brands. Er habe vieles angefangen zu studieren, aber nichts abgeschlossen. Doch „Dinge zu bauen und neue Räume zu schaffen“, sei seine Passion.

Räume möchte Brands auch auf dem Universitätscampus in Lüneburg schaffen. „Ich bin begeistert von der Arbeit von Daniel Libeskind“, sagt der Niederländer. „Außerdem hat unser Büro bereits den Campus anderer Universitäten umgestaltet. Wir sind quasi Spezialisten auf diesem Gebiet“, um nur zwei Gründe zu nennen,

weshalb sich „Karres en Brands“ an diesem Wettbewerb beteiligen. „Wir sehen unsere Pläne wie ein Skript oder Drehbuch. Nicht fixiert, sondern als gewachsener Reichtum.“ Das schafft die Freiheit, Konzepte beweglich zu gestalten, um auf die Bedürfnisse der Beteiligten einzugehen. Die Interessen von Anwohnern, Dozenten und Studierenden sind ebenso Bestandteil



Neue Wasserwege.

Grafik: Leuphana

des Entwurfs für die Campusumgestaltung wie auch das Expertenwissen von „Karres en Brands“. „Erst durch die Einflüsse von außen wird das Konzept wirklich.“ Brands möchte mit seinen Ideen Räume auf dem Universitätsgelände schaffen, die zum Studieren einladen und die Studierenden inspirieren. Auch den Gedanken der Nachhaltigkeit, den sich die Leuphana auf die Fahne geschrieben hat, greift der Entwurf von „Karres en Brands“ auf. Eine „Wassermaschine“ soll auf dem Campus installiert werden, die zur Aufbereitung von Abwasser dient. „So sollen die Studenten auch noch den nachhaltigen Umgang mit Wasser lernen“, sagt Brands.

„Für mich bedeutet Freiraum, machen zu können, was ich will, ohne durch Regeln und ungeschriebene Gesetze eingeschränkt zu sein.“ Freiraum sei ein Luxusgut, das einem die Möglichkeit biete, etwas darauf zu bauen, es frei zu gestalten und etwas Neues zu schaffen.

Nach dieser Devise arbeitet auch das Architekturbüro „Karres en Brands“. „Freiraum ist nichts, was man entwirft, er entsteht einfach. Es ist ein Zukunftsszenario und kein Endbild. Der Freiraum wächst durch das Mitwirken anderer und mit Langsamkeit.“

MAREIKE FASCHINK

Lüneburger Studierende berichten von ihrer Wohnsituation

Wie wohnst du?



Lukas Schuhmann, 20 Jahre, Kulturwissenschaften: Im Moment wohne ich bei meinen Eltern in Hamburg, weil ich in Lüneburg keinen Platz im Studentenwohnheim gefunden habe. Sobald im Wohnheim ein Platz frei wird, ziehe ich hier her. Bis dahin werde ich bei meinen Großeltern in Finkenwerder unterkommen. Das ist näher an Lüneburg und ich muss nicht so lange Zug fahren.



Almut Poppinga, 21 Jahre, Kulturwissenschaften: Ich bin gerade von Hamburg nach Lüneburg in eine WG mit sieben Leuten gezogen. Das finde ich super, weil immer jemand da ist, mit dem ich mich unterhalten kann. Ich kann die Pendler verstehen. Für mich wäre das aber nichts gewesen, weil man nirgendwo richtig zu Hause ist. Jetzt kann ich mich richtig in Lüneburg einleben.



Christine Hecker, 19 Jahre, Lehramt Deutsch und Religion: Ich bin mit meinem Freund von Mecklenburg Vorpommern nach Lüneburg gezogen. Wir haben hier eine schöne Wohnung gefunden. Mein Freund arbeitet hier und ich fange jetzt an zu studieren. Die zwei Wochen, die wir hier sind, waren wirklich gut und ich habe mich schnell eingelebt. Ich bereue unsere Entscheidung nicht.

Schala Sadozai, 20 Jahre, Wirtschaftsinformatik: Ich lebe in Hamburg mit meiner Familie. Die tägliche Zugfahrt stört mich bisher nicht. Ich wohne nämlich in Harburg, da ist der Weg nach Lüneburg nicht weit. Über's Ausziehen habe ich bisher nicht nachgedacht. Mir geht es gut zuhause, weil ich mich mit meinen Geschwistern und Eltern prima verstehe und sie mich unterstützen.



Florian Reinert, 24 Jahre, Sustainability Sciences: Ich bin um vier Uhr morgens aufgestanden und nach Lüneburg gefahren. Heute ist also wirklich mein erster Tag hier und ich will mir jetzt gleich ein Hostel für die nächsten Tage suchen. In Bielefeld habe ich mit meiner Freundin zusammen gewohnt. Hier habe ich schon einige Besichtigungstermine vereinbart und bin für alles offen.



Ammad A. Malik, 21 Jahre, BWL: Seit letzter Woche wohne ich im Wohnheim für Erstsemester. Die Zimmer haben alle Studierende am selben Tag ausgesucht. Zu diesem „Speed-Dating“ kam ich zu spät. Zwei Mädchen, die sich schon eine Wohnung sichern konnten, haben mich gefragt, ob ich in das dritte Zimmer ziehen will. Das habe ich gemacht und bis jetzt nicht bereut.



Fotos: Sören Sieck-Pahl

Umfrage: Lina Sulzbacher / Lisa Mordhorst

Raumpsychologie: Von der Kunst des Platzierens

Auf die richtige Bank setzen

Es ist ein grauer Nachmittag, kein Tag, an dem man gerne spazieren geht. Nur wenige Bänke im Kurpark sind belegt, nur wenige Spaziergänger unterwegs. „Ach, Sie sollten mal im Sommer sehen, da liegen auf allen Bänken Leute in der Sonne“, entgegnet Harald Schulze. Er ist einer der wenigen Kurpark-Besucher an diesem Nachmittag. Doch auch er kann nicht leugnen, dass ganz bestimmte Sitzgelegenheiten bei diesem Herbstwetter bevorzugt genutzt werden. Da wären zum Beispiel die Wasserfontänen beim Eingang Goethestraße. Herr Schulze selbst sitzt hier besonders gerne wegen der „Sprudelei“. Es rausche fast wie am Meer, da könne man gut ein kleines Nickerchen machen. Die richtige Bank am richtigen Ort.

Susanne Dresel ist Landschaftsarchitektin aus Hamburg und ist sich sicher, dass sie ein ganzes Buch über falsch aufgestellte Bänke schreiben könnte. „Eine Bank braucht immer zweierlei: einen Schutz nach hinten, etwa eine Wand oder eine Hecke, und vor sich etwas zum Gucken. Erst dann wird sie genutzt“, sagt Susanne Dresel.

Parkbänke sind dabei nur ein kleines Beispiel in der Psychologie von Raum- und Landschaftsgestaltung. Es geht darum, ob Räume ihre Funktion erfüllen oder nicht. Ein gut angelegter Raum kann das Wohlbefinden, das Lern- und Arbeitsvermögen steigern. Ein schlechter kann zu Depression und Vandalismus führen.

Ein Ort, der die Lernbereitschaft im besten Falle fördern sollte, ist der Hauptcampus der

Leuphana Universität. Während der Sommermonate lassen sich hier zahlreiche Studierende beobachten, die die Sonne genießen. Auf diesem Campus sollen im Zuge der Startwoche die Grünflächen neu gestaltet werden. Dabei muss eine Menge beachtet werden. „Zunächst muss man ein durchgängiges Wegeleitsystem schaffen“, erklärt Ursula Leptien ihre Herangehensweise an Großprojekte. Leptien ist Landschaftsarchitektin aus Lüneburg. Für sie ist klar: Gute Planung ist alles. Technische Fragen müssen vor dem eigentlichen Baubeginn geklärt werden. Für einen Parkplatz muss man wissen, wie groß der Wendekreis eines Autos ist, für das Abwassersystem, wie viel Regen fallen kann, für die Bepflanzung, welche Pflanzen weniger Pflege bedürfen. Bei all dem dürfen natürlich die Nutzer nicht vergessen werden.

Darius T. (24) und Janine L. (30) sind zwei Studierende und finden die bisherige Gestaltung ziemlich gelungen. Im Vergleich zu Hamburg sei der Campus in Lüneburg grüner, familiärer und gemütlicher. „Dadurch vermischen sich die Leute viel stärker. In Hamburg bleiben die Fakultäten meist unter sich, da läuft jeder seine Inseln an. Bei uns trifft man auch Studierende aus anderen Fachbereichen, das ist sehr bereichernd“, erzählt Janine. Sie nutzt besonders gerne die Bänke neben der Bibliothek und die Mensawiese. Letztere sei überhaupt einer der ganz großen Treffpunkte. Auch dafür gibt es eine Erklärung von Susanne Dresel: „Räume, an deren Rändern viele Funktionen liegen sind meistens erfolgreich.“ Das Prinzip geht hier auf. Direkt neben der Wiese liegt die Mensa, auf der anderen Seite sind Sportanlagen. Die Studierenden sind also in der Nähe und müssen nicht erst auf den Raum aufmerksam gemacht werden.

„Nicht das perfekte Aussehen eines Raumes, sondern die Erfüllung seiner Funktionen ist wichtig“, sagt Susanne Dresel. Für die Studierenden der Leuphana Universität ist die Kommunikation ein zentrales Bedürfnis. Vielleicht nicht so sehr an einem grauen Herbsttag, aber spätestens im Frühling wollen Darius und Janine wieder draußen sitzen können. Dafür braucht es eigentlich nicht mehr als eine Sitzgelegenheit. Aber die muss erstmal richtig platziert werden: Schutz nach hinten, was zum Gucken nach vorne, und vielleicht noch etwas Sprudelei.

MAX MARTENS

Impressum

Herausgeber:
Verlag Landeszeitung für die
Lüneburger Heide GmbH,
Am Sande 18-19, 21335 Lüneburg

Chefredaktion:
Stefanos Dimitriadis
Chef vom Dienst:
Leonie Kampmeyer, Marleen Kort

Redaktion:
Norman Bos, Judith Böse,
Mareike Faschinka, Johanna Günther,
Ann-Christin Leisching, Max Martens,
Lisa Mordhorst, Birte Ohlmann,
Yvonne Rudolph, Lillian Siewert,
Lina Sulzbacher, Alina Teichmann

Fotografen:
Anastasia Schönfeld, Sören Sieck-Pahl,
Bastian Springer

Layout:
Lea Böttcher, Rebecca Süßmeier
Telefon: (0 41 31) 74 03 38
E-Mail: uni@landeszeitung.de
Druck: v. Sternsche Druckerei GmbH & Co
KG, Lüneburg



Geplante Platzierung: Freie Sicht und Rückendeckung.

Foto: Anastasia Schönfeld